

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 80. Bydgoszcz/Bromberg, 7. April 1938

Die Rose von Amsterdam

Roman von Paul Hain

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

IV. Kapitel.

Ein helles Licht flutete durch das Fenster und füllte den ganzen Raum mit besonderer Helligkeit. Bunt und sehr absonderlich genug wirkte dieser Raum mit seinen vielen Bildern an den Wänden, den dekorativen Stoffbehängen in Brabanter Seide und Brokaten hinter dem in der Ecke befindlichen Postament, auf dem schon so manches Modell gestanden oder in den Kissen des Ruhebettes gesessen hatte, dem scharfen Auge und dem geschickten Pinsel des jungen Malers preisgegeben. Hier und da waren Zeichnungen und Radierungen an die Tür und an die freien Wandstellen zwischen den Bildern geheftet, und in dem hohen Regal mit den Zugkästen mochten noch Stöße mit Studien aufbewahrt liegen.

Eine Fülle von Bildmaterial, von künstlerischem Schaffen war hier aufgespeichert, wie es gewiß bei einem so jungen Künstler, wie Rembrandt, selten war. Und eine nicht alltägliche Zähigkeit und Energie mußte den Willen des jungen Menschen beseelen, der da vor seiner Staffelei stand und mit einer inbrünstigen Hingabe an einer Zeichnung strichelte, die einen Mädchenkopf darstellte und die Umrisse des Oberkörpers bis zum Gürtel schon in meisterlich hingeworfenen Linien erkennen ließ.

„Saskia!"

Der junge Rembrandt trat einige Schritte zurück, um das Bild mit blinzelnden Augen zu überprüfen. Der gespannte Ausdruck seines Gesichts lockerte sich etwas, Helligkeit und Frohsinn kamen zum Vorschein.

„Ja, du bist es, Saskia", murmelte er befriedigt. „So hast du neulich ausgesehen, als du mir die ersten Küsse hinter dem Wall schenktest und die abendliche Welt wie eine Kirchenstille um uns stand. Wie wundervoll sind die zarten Linien dieses Gesichts, wie köstlich ist das Flimmern der Sehnsucht in deinen Augen, wie weich der Samt deiner Haut —"

Daß er dies Gesicht aus der tiefen Liebe seines Herzens nachschaffen konnte, ohne daß Saskia ihm gegenüberstand, daß allein schon darin eine seltene Künstlerschaft von Gottes Gnaden steckte, daran dachte er wohl in seiner freudigen Schaffensluft gar nicht.

Er trat wieder näher an die Staffelei heran und griff zum Stift. Mit kurzen, schnellen Bewegungen wische er über den Hintergrund der Zeichnung hinweg, ihn so in ein geheimnisvolles Halbdunkel verwandelnd, aus dem sich der Mädchenkopf überraschend deutlich heraushob.

Alle Bilder an den Wänden trugen diesen eigenartigen Gegensatz von Hell und Dunkel in sich, diese samtene, verdämmernde Lichtwirkung, die den Figuren etwas verblüffend Wirkliches und Lebendiges gab. Hier und da waren auf manchen Bildern im Hintergrund die Gesichter nur wie Farbentupfen, kaum im Ausdruck zu erkennen, und dennoch voll plastisch-natürlichen Eindrucks.

„Nein, nichts mehr!" sagte Rembrandt laut und legte den Stift wieder hin. „Jede weitere Linie ist von Überfluß. Es ist fertig."

Er wischte die Hände flüchtig am farbenbekleckften, weißen Malerkittel ab und setzte sich in einen der wackeligen Holzsessel. Unglückseligerweise hatte er den mit den drei Beinen erwischt, das vierte war im letzten Winter mit anderem „entbehrlichen" Hausrat in den Kanonenofen gewandert. Mit einem Krach setzte er sich auf den Fußboden. Es sah höchst possierlich aus.

Von der Tür her schallte herzhaftes Lachen.

Da stand eine kräftige, untersetzte Gestalt im pelzverbrämten Seidenwams, den federgeschmückten Hut in der Hand. Die leichte, weiße Halskrause aus flandrischer Spitze, darüber eine goldene Kette mit dem niederländischen Löwen als Anhänger, bauschte sich etwas pomphaft um die Schultern des Mannes. Den schlanken Stock aus schwarzem Holz mit goldenem Griff stemmte er fest gegen die Erde.

„Hahaha — ei ja, die Stühle mit nur drei Füßen sind Teufelswerkzeug — hahaha!"

Rembrandt starrte verblüfft auf den vornehmen Besucher, der gerade im Augenblick des Unfalls die immer unverschlossene Tür des Ateliers geöffnet haben mußte. Er stotterte:

„Ah — Mijnheer ten Zerkaulen — Magnifizenz — welch hohe Ehre! Oh — in der Tat — die dreifüßigen Sessel können einem das Genick brechen. Bitte — Magnifizenz —"

Er machte eine etwas unbeholfene Verbeugung und beeilte sich, mit dem Zipfel seines Kittels über den zweiten, unbeschädigten Stuhl zu fahren.

„Bitte, Herr Bürgermeister!"

ten Zerkaulen, der Gewaltige von Amsterdam, trat nun lächelnd näher und streckte dem jungen Künstler jovial die Hand hin, die fein und dennoch kräftig aus der Spitzenkrause des Ärmels hervorsah.

„Gott zum Gruß, mein junger Freund! Ihr wundert Euch, wie ich die schmale Stiege zu Euch in den Künstlerhimmel hinauffinde? Je nun, wir sehen uns ja nicht zum erstenmal. Und hier und da erzählen die Leute von dem kuriosen Farbenkleckser Rembrandt, der so anders Bilder malt, als man sie gewohnt ist. Übrigens hängt ja im Rathaus etwas von Euch — eine feine Landschaft vom Hafen. Mir gefällt sie, auch wenn manch einer die Nase darüber rümpft, weil die Bäume und Blätter nicht natürlich wären, so mit allem Gezack und Geäder. Haha!"

Er schaute sich in dem Raum um. Sein Gesicht wurde ernst, dieses kluge, niederländisch hart geschnittene Antlitz mit dem scharfen, durchdringenden Blick.

„Seine Fürstliche Hoheit, Hans Friedrich von Oranien, unser gütiger Stadthalter der freien Niederlande, besitzt auch Bilder von ihm?"

„Seine Hoheit waren so freundlich, mir vor Jahr und Tag einiges abzukaufen, als der hochwohllöbliche Rat der Stadt mir gnädigst eine Ausstellung im Stadthaus gestattete und seine Hoheit gerade in Amsterdam weilte."

„Richtig — ja, ich weiß. Damals kauften wir wohl auch die kleine Landschaft von Ihm. Die Oranier haben

ja immer guten Geschmack in Dingen der Kunst bewiesen. Da habt Ihr wohl keine schlechten Einnahmen?"

Rembrandt schnitt eine jungenhafte Grimasse.

„Es laufen ja nicht alle Monate fürstliche Hoheiten durch Amsterdam, Magnifizenz. Und der Rat hat seiner Zeit nicht gerade viel von meinen Bildern gehalten."

„Nun ja, Kaufleute achten die Kunst erst, wenn sie alt geworden ist und andere den Wert festgelegt haben. Macht Euch nichts daraus, Rembrandt. Ich sehe, fleißig ist Er, bei Gott! Er ist noch jung, Freund — Er kann sogar was werden!"

Er blieb vor dem Entwurf eines großen Bildes stehen, das eine Gruppe Offiziere in blinkender Rüstung vor einem nächtlichen Hintergrund zeigte. In Haltung und Gebärden außerordentlich natürlich, erstaunlich plastisch in der Farbengebung. Die Gesichter voll soldatischer Strenge.

„Wie heißt das?"

„Nachtwache, Euer Gnaden. Es ist erst ein Entwurf, es soll erst noch werden und wachsen —"

ten Zerkaulen blickte ihn fest an.

„Kerl, wo hat er das gelernt? Er kommt vom Rhein, sagt man?"

„Ja — vom Rhein. Am Rhein ist die Welt vielleicht am schönsten und die Sonne am klarsten. Meine Mutter hat mich an einem grünen Rebenhang geboren, und da mag es wohl gekommen sein, daß ich mit dem ersten Augenblinzeln gleich die Farbenwunder Gottes mir in die Seele getrunken habe, Mijnheer ten Zerkaulen."

Rembrandt lächelte wie ein Knabe.

Der Bürgermeister nickte, als könnte es wohl auch nicht anders sein.

„Und vielleicht auch den Leichtsinn, mein junger Freund?"

„Magnifizenz, Geld zerrinnt, das Können bleibt. Es ist für einen Künstler besser so als umgekehrt. Die tausend Gulden, die mir Seine fürstliche Hoheit damals gab, habe ich dem Amsterdamer Wirtschaftsleben zugeführt —"

ten Zerkaulen lachte schallend heraus.

„Ihr seid ein Schelm, Rembrandt!"

„Man muß zuweilen auch fürstlich leben können — und es waren fürstliche Gulden, die haben von Hause aus schnellere Füße als die abgegriffenen Dukaten der braven Amsterdamer."

Noch immer lachend unterbrach ihn ten Zerkaulen.

„Wenigstens macht Ihr Euch nicht besser, als Ihr seid, Rembrandt. Auch das gefällt mir. Aber — oha — was ist denn das dort?"

Er wies überrascht auf die Zeichnung, die noch auf der Staffelei stand.

„Meiner Seel", das ist doch — also wie aus dem Gesicht geschnitten —"

Rembrandt errötete jäh und jünglingshaft und wollte hastig den Karton wegnehmen. Aber der ausgestreckte Arm des Bürgermeisters hinderte ihn daran.

„Das ist doch die Jungfer Saskia van Uylenburgh, unseres ehrenwerten Senators und Handelsherrn einzig Töchterlein? Mein Kompliment, Rembrandt. Ja, habt Ihr denn Gelegenheit gehabt, das junge Fräulein zu zeichnen?"

„Euer Gnaden — natürlich nein ", stammelte Rembrandt," aus dem Kopf habe ich es gemacht — auf Ehre — gestern und heute. Gerade als Ihr gekommen seid, habe ich den Stift beiseite gelegt."

„Schau, schau! Da habt Ihr aber verteufelt gute Augen im Kopf. Erstaunlich — ganz erstaunlich!"

Der Bürgermeister blickte den jungen, noch immer verwirrten Künstler ein bißchen lauernd von der Seite an.

„Vortrefflich — ausgezeichnet! Rembrandt? Er wird doch sein Herz in der Gewalt haben? Oder hat die „Rose von Amsterdam" es ihm schon ein wenig verbrannt?"

Er drohte schalkhaft mit dem Finger.

Rembrandt griff verlegen zum Bild und nahm es von der Staffelei, um es an die Wand zu stellen.

„Da weiß also meines lieben Freundes Uylenburgh Einzige wohl kaum, was sie angerichtet hat?"

Rembrandt fühlte augenblickslang ein ungeheures Glücksgefühl in sich aufsteigen und hätte am liebsten den Mund weit aufgerissen und geschrieen:

„Die weiß schon, was sie angerichtet hat! Und ist sehr froh darüber, die Saskia!"

Aber das hätte wohl einen Skandal gegeben. Und so kam es nur gequetscht über seine Lippen:

„Ich glaube nicht, Magnifizenz."

Er hatte sich dabei gebückt, um den Karton sorgfältig beiseitezustellen, es dauerte ewig lange, und der rote Kopf — nun, der kam natürlich vom Bücken.

„Ja, die Jugend! Was Schönes sehen und verliebt darin sein, das ist alles eins! Je nun, mein lieber, junger Freund, reden wir von dem, was mich hergeführt hat. Ich merke schon, er braucht wieder gute, holländische Gulden. Er kann sie haben!"

„Sehr erfreut, Mijnheer ten Zerkaulen! Die brauche ich allerdings immer."

„Das alte Leiden bei jungen Leuten. Also gut, höre Er mir zu. Die Schützengilde von Amsterdam will ein Bild gemalt haben. Vielleicht hat er schon was davon läuten hören. Die ganze Gilde muß darauf sein, und es soll dereinst im Rathaus hängen. Also auch die Senatoren van Uylenburgh, Vermeulen, Granichstädten und wie sie alle heißen. Ein hübscher Auftrag."

Rembrandt stieg das Blut zu Kopfe.

„Gestern war Abstimmung darüber, wem der Auftrag zuerst angeboten werden soll. Ich habe mich für Ihn eingesetzt. Sogar der Herr Stadtkommandant van Uylenburgh hat, glaube ich, für Ihn gestimmt. Es ging ein bißchen hart zu, aber mit einer Stimme Mehrheit hat man beschlossen, daß Ihr das Bild malen sollt, falls Euch der Auftrag zusagt. Nun? Habt Ihr Lust?"

Rembrandt lachte hell auf und schwenkte die Arme.

„Ob ich Lust habe, Magnifizenz! Ist doch mein Metier! Und vielen Dank für den Auftrag. Ich kann ihn, weiß Gott, gebrauchen!"

„Das dacht ich mir auch, Rembrandt. Über die Bezahlung werden wir einig werden. Sechshundert Gulden sind ein schönes Stück Geld, wie? Sollte das Bild besonders gefallen, wird sich der Rat nicht lumpen lassen und noch etwas zulegen."

„Akceptabel, akceptabel", sagte Rembrandt vergnügt," die Stadt Amsterdam ist mir ein sicherer Schuldner. Topp, Herr Bürgermeister, den Auftrag nehme ich an. Aber eines dürfte ich mir wohl ausbitten —"

„Das wäre?"

„Das ich das Bild so male, wie ich es für richtig halte. Viel Köpfe, viel Meinungen —"

„Just das hab' ich gestern dem Rat auch vorgehalten. Ich glaube also, Ihm versichern zu können, daß Ihm keiner in seine Malerei dreinredet. Er muß es ja nachher verantworten."

„Das werde ich, Magnifizenz."

„Schon gut. Und wann fängt Er an?"

Rembrandt antwortete:

„Morgen, Viele der Herren von der Gilde sind mir ja bekannt. Ich werde sie erst einzeln malen müssen und dann in das Bild hineinkomponieren."

„Es wäre gut, wenn es nicht zu lange dauern würde."

„Ich habe nichts anderes vor. Warum sollte es also nicht rasch gehen? Die Amsterdamer Gulden locken, Herr Bürgermeister. Ich sagte schon, daß ich sie gut gebrauchen kann."

Dabei hatte sein Gesicht einen eigenen, leuchtenden Ausdruck. Doch — Seine Magnifizenz auf dem Adlersmannsstuhl von Amsterdam konnte nicht ahnen, daß der junge Rembrandt in diesem Augenblick an Saskia van Uylenburgh dachte, an das blonde, zarte Geschöpf, das vor wenigen Tagen ihm an der Brust gelegen hatte — zum erstenmal — in süßer, seliger, verträumter Hingabe. Und daß er in diesem Augenblick im Geiste ihr eine kleine, diamantene Krone in's Haar steckte, gekauft von den „Amsterdamer Gulden", und ihr in's Ohr flüsterte:

„Ich liebe dich, Saskia. Ich liebe dich immer und will dich mit Perlen und Diamanten schmücken — für mich, nur für mich!"

ten Zerkaulen besichtigte noch eine Weile das Atelier, dessen Bilderschatz ihn stark interessierte, und verabschiedete sich alsdann mit einem kräftigen, ermunternden Händedruck von dem jungen Maler.

Kaum war Rembrandt allein, so stieß er einen herzhaften Jubelruf aus und schlug ein tadelloses Rad quer durch den Raum. Ein gut gelungener Handstand folgte. Und schließlich gab es noch, mit dem Bild Saskias in den ausgestreckten Armen, einen echten rheinischen Springtanz um Tisch und Staffelei und Stühle herum, wozu Rembrandt eine falsche aber umso lautere Melodie pfiff. Die stumme Partnerin auf dem Karton schien wahrhaftig dabei zu lachen.

Ihr lebendiges Ebenbild aber lachte am Abend im Uylenburghschen Garten, der nach hinten heraus an eine Gasse stieß. Da hatte es oft genug in den letzten Wochen über den Zaun, wenn es dunkel war, ein paar verstohlene Plauderminuten gegeben, und es war nur selbstverständlich, daß Rembrandt a n diesem Abend in der Gasse auftauchte und am Zaun hin- und herstrich, bis er ein wohlvertrautes Kleiderrascheln dahinter vernahm.

Ein paar Worte hin- und herüber, ein leichter, glücklicher Aufschrei. Zwei Hände fanden sich über dem Zaun und hielten einander fest. Ein Flüstern:

„Harmensz — wie glücklich ich bin. Du wirst in unser Haus kommen, viele Tage lang — wir werden uns sehen — ohne Heimlichkeit — ich werde dabei sein, wenn du malst —"

Zwei Menschen träumten im Dunkeln am Gartenzaun von Tagen, die unwahrscheinlich schön sein würden, und von einer Zukunft, in der es kein Getrenntsein mehr gab. —

(Fortsetzung folgt.)

Piranhas greifen an!

Ein Erlebnis von **Otto Steiniger**.

Es sind nun Jahre vergangen, aber jenes Ereignis steht mir noch so klar vor der Seele, als hätte es sich erst gestern begeben. Ich lebte damals in Corumba im brasilianischen Matto Grosso. Dort lernte ich einen jungen Burschen namens Antonio kennen, und wir wurden rasch unzertrennliche Freunde.

An einem leuchtenden Frühlingstag nun hatte ich meinen Freund bewegen können, mit mir in die Schönheit der erwachenden Natur hinauszuwandern. Wir waren zum Paraguay-Fluß gekommen und hatten dann beschlossen, ein Bad zu nehmen, denn der herrliche Strom lockte gar zu sehr. Besonders Antonio konnte es kaum erwarten, sich in die kühle Flut zu stürzen. Hastig riß er sich die Kleider vom Leib. Ohne auf mich zu warten, sprang er in den Fluß und schoß mit ausgreifenden, langen Stößen in die starke Strömung. Ich schickte mich langsam an, ihm nachzufolgen.

Auf dem stillen Strom lag die Sonne wie eine goldglitzernde Last. Winzige Schaumkrönchen trieben auf der Wasserfläche. Moskitos spielten über den kleinen Wellen. An das gegenüberliegende Ufer stellte sich ein flacher grüner Wald. Dort lag der Pantanal, die grenzenlose Sumpfwildnis, das Niemandsland von Matto Grosso.

Da plötzlich ein gellender Schrei: „Hilfe! Hilfe!"

Ich sah Antonio mit vollen Stößen dem Ufer zuschwimmen. Er mußte mit Beinen und Armen zappeln und um sich schlagen. Dabei schrie er ständig. Es hallte über den Wassern: „Hilfe! Hilfe!"

Einen winzigen Augenblick zögerte ich. Dann überfiel mich eine fürchterliche Gewißheit: die Piranhas! Die Piranhas müssen ihn angefallen haben! Jene mörderischen kleinen Fische, die sich in den Körper ihres Opfers verbeißen und es beim lebendigen Leib zerfleischen. Die Flüsse Matto Grossos wimmeln von ihnen. Sie sind gefährlicher als der Hai, der Räuber der Meere.

Nun konnte ich nicht mehr klar denken. Ich schoß mit langen Stößen der Stelle im Strome zu, wo Antonio noch immer zappelte und jammerte: „Kamerad! Hilfe! Hilfe!"

Die entsetzlichen Schreie eines Menschen in höchster Todesangst hämmerten gegen mein Gehirn. Fürchterlich, dieses Jammern des jungen Burschen: „Hilfe ... Hil ... fe!"

Es wurde schon schwächer.

Als ich mich der Stelle näherte, wo der Unglückliche mit den letzten matten Kräften zappelte, war dort ein Schwarm zahlloser handgroßer grün-gelber Fische. Sie stürzten von allen Seiten auf ihn ein. Blut schwamm im Wasser. Die Fische taumelten zurück, waren wie betrunken, hielten einen Augenblick inne und stürzten dann von neuem auf das Opfer. Ihre großen Mäuler schnappten. Sägeförmige weiße Zähne blitzten.

Im Schwimmen war ich auf einen langen Ast getroffen, der den Fluß herabkam. Instinktiv hatte ich ihn fest gepackt und schlug nun nach allen Seiten auf die Fische ein. Dabei schrie ich und gellte, bis mir fast die Lungen bersten wollten. Der friedliche Strom war in ein Schlachtfeld umgewandelt

Die Piranhas schienen durch den neuen Angreifer betroffen, sie taumelten zurück. Ein paar Fische trieben auf der Oberfläche, die waren wohl von meinen Schlägen betäubt. Ich packte Antonio, der wie ein lebloser Klotz in meinen Armen hing, und paddelte so schnell wie möglich dem Ufer zu. Die reißende Strömung half mir. Es war da eine Landzunge, die weit in den Fluß hineinragte. Auf die hielten wir zu. Ich schrie immer noch, strampelte mit den Beinen und schlug mit dem Ast auf die kleinen Mörder ein. Allmählich blieben sie zurück.

Wo wir zogen, folgte uns ein schwacher roter Streifen. Mein Freund atmete schwer. Die Augen waren fest geschlossen, nur an den müden Bewegungen der Gliedmaßen erkannte ich, daß er noch bei Sinnen war.

Wir kamen auf der Landzunge an, und ich zerrte ihn auf den festen Boden. Er hatte jetzt das Bewußtsein verloren und lag leblos da. Überall — an den Beinen, an den Armen und am Rücken — sah man kleine tiefe Löcher. Aus den Wunden sickerte ein Blutstrom, der in feinen Bächlein auf den Boden floß.

Ich holte mein Taschentuch, wusch es aus und säuberte diese Wunden. Er röchelte schwer. Bei jedem Atemzug schoß ein dünner roter Strahl aus den Löchern. Mein Herz schlug stürmisch. Wenn er hier sterben sollte ...! In diesem Augenblick fühlte ich, wieviel er mir bedeutete, dieser junge Mensch, wieviel mir sein Lachen, sein Übermut, seine schwermütigen Lieder waren, wieviel seine selbstlose Freundschaft, die kein Wenn und Aber kannte. Ich rieb seine Wangen und bewegte seine Arme, um den Blutkreislauf zu fördern. Ich kann meinen Freund nicht verlieren.

Da schlug er die Augen auf und schaute sich ganz verwundert um: „Kamerad?" fragte er staunend. „Was ist los? Was hat dies alles zu bedeuten?"

„Still, sei still! Reg dich nicht auf! Es ist schon wieder gut."

Und da kam es ihm wieder zum Bewußtsein: „Die Piranhas ... Kamerad ... die Piranhas ... sie wollten mich fressen ... und du ... du hast mich gerettet ..."

„Sei still, du! Red jetzt nicht mehr!"

Es war kein Gedanke, daß er in diesem Zustand marschieren konnte. Ich zog mich rasch an und lief zu einem naheliegenden Haus, um Hilfe zu holen. Dorthin trugen wir Antonio und legten ihn auf eine alte Bettstelle. Der Hausherr brachte Schnaps. Wir flößten ihn Antonio ein und wuschen seine Wunden. Das Blut hörte langsam zu fließen auf. Seine Wangen und die Stirn wurden feuerrot. Der Leib war immer noch weiß wie der einer Leiche. Schon fing er stark zu fiebern an.

Der Hausherr eilte nach Corumba und holte einen Kraftwagen herbei, um den Verletzten nach der Stadt zu schaffen. Ich hatte ihn notdürftig angezogen und er lag nun neben mir im Rücksitz des Autos. Der Wagen sauste in jagender Fahrt der Stadt zu. Fächerpalmen flogen dahin, Apfelsinenhaine winkten und lockten mit goldenen Früchten; Lapachos, die mit zartrosa Blütenflor bestäubt waren, lächelten. Die herrliche Schönheit des brasilianischen Frühlings brauste an uns vorüber, aber ich hatte keinen Sinn für all dies Blühen und Gedeihen. Meine Augen hingen an dem Freund.

„Kamerad! Antonio, so hör doch endlich!"

Da schlug er die Augen auf und blickte mich an. Die Pupillen waren groß, weit aufgerissen, wirr. Eine geheime Angst schrie daraus. Und dann bewegten sich seine blutleeren Lippen, formten Worte, die ich nicht verstand.

Er verlor gleich wieder das Bewußtsein und röchelte nur noch schwer. Als wir endlich in der Stadt anlangten und ihn in einem Krankenhaus abgeliefert hatten, war er nicht wieder zur Besinnung gekommen. Noch in derselben Nacht verschied er. Die Piranhas hatten ihn getötet.

Der Hafendirektor in Hedevang.

Heitere Geschichte von Erik Bertelsen.

Ganz am Ende von Hedevang wohnte ein Bauer. Er besaß so viel Land, daß er ein Großbauer sein konnte, wenn das Ganze bestellt gewesen wäre. Aber sein Besitz bestand hauptsächlich aus sumpfigen Senkungen und sandigen Hügeln. Sie urbar zu machen, hätte die lebenslange Arbeit mehrerer Männer beansprucht, ohne daß viel dabei herausgekommen wäre. Jedenfalls war dies die Ansicht des Bauern selber. Darum kam er auch über zwei Kühe, eine Ziege und einige Schweine nie hinaus, und da dies zur Erhaltung der Familie nicht ausreichte, nahm er Tagelohn auf anderen Höfen.

Der Bauer hatte neun Kinder. Die ersten fünf waren Jungen, die restlichen Mädchen, alles gut geratene, nicht überbegabte Kinder, bis auf Ole, den fünften Knaben. Er war anders als die Geschwister. Wenn sie spielten, arbeitete Ole, am liebsten allein und nach seinem eigenen Kopf.

Die vier ältesten Jungen gingen, als sie mit der Schule fertig waren, in die Welt. Keiner von ihnen wollte auf dem armen Anwesen der Eltern hausen. Nur Ole blieb daheim. Er begann in zäher Arbeit die Hügel zu ebnen und die sumpfigen Stellen trockenzulegen. Er schaffte einen kleinen Hühnerstall an und ein paar Schafe. Als man ihn einmal fragte, was er sich als Ziel gesetzt habe, antwortete er: „Ich möchte gern Hafendirektor in Hedevang werden."

Im Dorf schüttelte man den Kopf und behauptete, bei ihm wäre eine Schraube los. Ole selber war über seine Antwort etwas erschrocken, denn wie sollte ein Hafen jemals so mitten im Land entstehen können? Er hatte nur die Fragen abwehren wollen.

Als einige Jahre vergangen waren und die Schwestern auch den Hof verließen, weil sie heirateten, überlegten die Eltern, ob sie nicht in die Stadt zu ihren Kindern ziehen sollten. Nur — wo fand sich ein Käufer für den Besitz?

Da kam Ole mit seinem Sparkassenbuch hervor. Er hatte Jahr auf Jahr alles, was er verdient, beiseite gelegt, und seine Eltern widersetzten sich nicht, als er das Anwesen übernahm und Bauer auf dem heimatlichen Hof wurde.

So konnte nun Ole schalten und walten, wie er wollte. Vorläufig unterließ er jedoch alle Veränderungen. Er nahm sich auch keine Hilfe, sondern tat alles allein, draußen auf dem Feld, wie drinnen im Hause, und da er selber kein Pferd besaß, konnte noch lange Zeit vergehen, ehe er mehr Land bestellte als seine Eltern.

Von allen Seiten gab man ihm gute Ratschläge: „So geht es nicht weiter, Ole, du mußt eine Frau im Hause haben. Warum verheiratest du dich nicht?"

Ole antwortete auf solche Fragen nicht. Aber er hegte selber den Gedanken an eine Heirat. Und zwar dachte er besonders dabei an Gerda, die Tochter des größten Bauern im ganzen Kreis.

Eines Morgens lauerte er ihr auf der Landstraße auf und fragte ohne Umschweife: „Ich möchte dich schon lange etwas fragen. Willst du meine Frau werden?"

„Ja", sagte sie, „das will ich — wenn du Hafendirektor von Hedevang geworden bist. Eher nicht."

„Ausgezeichnet", antwortete er. „Na, dann warten wir eben noch eine Weile."

Was sollte er sonst auch antworten? Ihre Abfuhr war ja klar ersichtlich, denn hier mitten im Land würde niemals ein Hafen entstehen. Immerhin hatte sie nicht unbedingt Nein gesagt . . .

Alles ging wie vorher weiter. Nur vielleicht noch ein wenig langsamer. Ole merkte nach und nach, daß es ein hartes Stück Arbeit war, sich hier eine Zukunft zu schaffen, aber er fühlte sich so mit der Heimat verbunden, daß er nicht fortgehen mochte. Außerdem gönnte er den Nachbarn nicht die Schadenfreude, wenn er versagen würde.

Es kam hin und wieder vor, wenn er mit dem Spaten Erde umgrub, daß der eine oder der andere stehen blieb und fragte: „Na, gräbst du hier einen Hafen aus?"

„Ja, so ist es", pflegte Ole dann ruhig zu antworten und unverzagt weiter zu arbeiten. —

Eines Tages kamen ein paar Herren im Kraftwagen nach Hedevang. Sie wandten sich an keinen der Einheimischen, aber sie gingen zwischen den Heidehügeln umher, als suchten sie nach etwas.

Endlich, als mehrere Stunden vergangen waren, kamen sie zu Ole, der in seinen Kartoffeln hackte.

„Wollen Sie Ihr Eigentum verkaufen?" fragte einer der Fremden.

„Nein, ganz gewiß nicht", antwortete Ole.

„So — das wäre aber Ihr eigener Schaden. Denn wir bezahlen gut. Wir brauchen hier Land zu einem Flugplatz. Zum Landen. Und Ihr Besitz eignet sich am besten dazu."

„Da ist etwas anderes", meinte Ole. „Aber das Haus könnte ich wohl behalten?"

„Das wird abgerissen. Aber falls Sie dann die Aufsicht über den Flugplatz übernehmen wollten, bauen wir Ihnen ein neues. Alle Hügel werden geebnet. Es soll eine große Grasfläche entstehen. Und damit das Gras nicht zu hoch wächst, müssen wir eine Menge Schafe her haben. Den Verdienst aus den Schafen können Sie erhalten, außerdem bekommen Sie festes Gehalt. Was meinen Sie dazu?"

„Das wäre am Ende so schlecht nicht", meinte Ole. „Aber ein solcher Flugplatz — ist das nicht eine Art Flughafen?"

„Ja, gewissermaßen."

„Dann würde ich also Hafendirektor?"

„Sie könnten sich so nennen."

„Würden Sie mir das schriftlich geben? Dann verkaufe ich Ihnen mein Land."

Einige Zeit darauf, als alles abgemacht und die Verträge unterschrieben waren, ging Ole zu dem Hof, auf dem Gerda wohnte. Er fand die ganze Familie in der Stube versammelt. Aber er war nicht verlegen. Er fragte sofort: „Kannst du dich erinnern, Gerda, daß du mir versprachst, mich zu heiraten, wenn ich Hafendirektor in Hedevang geworden bin?"

„Ja", sagte Gerda leicht errötend. „Das stimmt."

Und ihr Vater lachte schallend: „Hat sie dir das versprochen? Ha, ha, ha! Da werde ich mit der Aussteuer auch nicht knauserig sein, wenn es erst so weit ist."

„Gut", antwortete Ole und legte ein Papier auf den Tisch.

Gerdas Vater las erstaunt, was da stand. Gerda selber hatte ein solches Lächeln, daß man ihr anmerkte, sie bereue ihr Versprechen nicht.

Und ein Jahr später, als Oles Geschwister und seine Eltern zur Hochzeit eingeladen wurden, sahen sie alle mit Staunen das neue, schöne Haus auf dem schönsten Grasplatz im Kreise, auf dem eine stattliche Herde Schafe weidete. Fast war es, als neidete man Ole, dem Sonderling, dieses alles. Aber es konnte auch ein, daß der Neid nur seiner schönen Braut galt. . . .

(Aus dem Dänischen von Karin Reitz-Grundmann.)



Mißverständnis.



„Das ist aber fatal, Herr Tätowiermeister, es sollte nicht die sein, die Mary heißt —!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.